

Von der Seele aufs Papier

Stephan Schnieder hat sein Augenlicht verloren. Eine einschneidende Erfahrung, die der Kieler für einen Krimi nutzte.

Kiel – Imke, eine junge, ambitionierte Jurastudentin, lebt mit ihren Eltern und Geschwistern in der Nähe von Hamburg. Ihr wohlgeordnetes Leben findet ein jähes Ende, als sie bei einem schweren Verkehrsunfall eine Querschnittslähmung erleidet und fortan auf den Rollstuhl angewiesen ist. Was sie nicht ahnt: Der Unfall war Teil eines gescheiterten Raubüberfalls. Während die 20-Jährige versucht, mit ihrem neuen Leben zurechtzukommen, quälen einen der Täter erhebliche Schuldgefühle. Durch seine Kontaktaufnahme zu Imke bringt er ihr Leben erneut in große Gefahr.

Mit seinem Erstlingswerk „Imke – Der feine Unterschied zwischen Unfall und Überfall“ hat Autor Stephan Schnieder ein Buch geschaffen, das auf spannende Art und Weise zwei unterschiedliche Themenbereiche vermischt. Auf der einen Seite steht die packende Kriminalgeschichte, auf der anderen das Schicksal der 20-jährigen Imke, die nach ihrer Lähmung durch ein Wechselbad der Gefühle geht. Gefühle, die auch Schnieder nicht unbekannt sind.

Seit frühester Kindheit ist der 30-Jährige blind. Festgestellt wurde seine Sehschwäche erstmals im Alter von sechs Jahren bei einer augenärztlichen Untersuchung. Zapfen-Stäbchen-Dystrophie lautete die Diagnose, die ihm im Verlauf der Schulzeit noch keine großen Probleme bereitete. „Ich musste zwar stets in der ersten Reihe sitzen, habe mich aber nie daran gestört“, so der gebürtige Auricher, der an der Hamburger Universität Jura studierte und seit September 2006 im Kieler Innenministerium arbeitet.

Innerhalb der letzten Studienjahre nahm sein Sehvermögen rapide ab. In Eigenregie brachte Schnieder sich daraufhin Blindenschrift bei und absolvierte ein Stocktraining für den sicheren Umgang im Straßenverkehr. Die immensen Stimmungsschwankungen Im-

kes sowie die wechselnden Gefühle zwischen Hoffnung und Resignation hat er in der beschriebenen Ausprägtheit jedoch nicht erlebt. „Ich hatte Glück, dass der Prozess schleichend verlief und es nicht direkt von 100 auf Null zurück ging.“

2001 begann er mit dem Schreiben seines Buches. „Ich habe schon immer gerne Kurzgeschichten verfasst, aber nie etwas veröffentlicht“, sagt Schnieder, der in Kürze zum ersten Mal Vater wird und aus diesem Grund wieder von Kiel nach Hamburg gezogen ist. Fünf Jahre hat er an seinem Erstlings-

werk gearbeitet. „Oft habe ich das Buch monatelang weggelegt, dann habe ich plötzlich wieder jeden Abend geschrieben“, erinnert sich der Autor, der ganz nebenbei auch noch sein erstes und zweites Staatsexamen abgelegt hat.

Das Thema habe ihn einfach interessiert, erzählt Schnieder, der sich mit dem Buch „ein bisschen was von der Seele geschrieben“ hat. Die Eindrücke aus der Zeit, in der er sich einer völlig neuen Lebenssituation stellen musste, flossen auch in die Geschichte ein. Obwohl das Buch nicht autobiografisch sei, gebe es schon die eine oder andere bekannte Situation. „In einer Passage wird Imkes Vater von einem Eisverkäufer gefragt, was seine Tochter gerne essen würde, obwohl sie direkt neben ihm steht. Das kann einen schon ärgerlich machen.“

Trotz einiger Hindernisse betrachtet Stephan Schnieder seine Situation inzwischen als ganz normalen Alltag. „Es wäre zwar schöner, wenn ich sehen könnte, aber ich sitze nicht depressiv in der Ecke, weil das nicht der Fall ist.“

SONJA KRÖGER



■ Stephan Schnieder, „Imke – Der feine Unterschied zwischen Unfall und Überfall“, Boks on Demand, 332 Seiten, ISBN 978-3833452826, 22,70 Euro



Foto: Kröger



Prof. Dr. Peter Struck

LERNEFFEKT

Dummerhaftige Studien

Manche Studien sind wirklich blöd, aber mit ihnen können sich Wissenschaftler irgendwie profilieren, und zugleich ist keine Studie blöd genug, als dass nicht allzu gern die Presse darüber berichtet. So gab es vor einiger Zeit eine kanadische Studie, die glauben machen wollte, dass Linkshänder im Schnitt sieben Jahre früher sterben. Eine Studie der Universität Boston entblödet sich nicht, zu dem Ergebnis zu kommen, dass Ohrfeigen dick machen. Und Psychologen der britischen Universität Warwick kommen zu dem Schluss, dass hochbegabte junge Menschen mit einem IQ über 130 zwischen elf und 19 Jahren Heavy-Metal-Musik bevorzugen. Zwar wird zugleich relativiert, dass kein direkter Stoffwechsel-, neuroelektrischer oder gar genetischer Zusammenhang als Ursache und Wirkung nachweisbar ist, aber der hergestellte indirekte Zusammenhang tröstet auch nicht: So wird ein Zusammenhang zwischen Linkshändigkeit und erhöhtem Frustpotenzial und Lebensverdruss hergestellt. Es wird behauptet, dicke Kinder hätten oft autoritäre Eltern, die ihre Kinder zwingen, die Teller leer zu essen, so dass sie lernen, ihr Sättigungsgefühl zu ignorieren, bis sie sich an den Zusammenhang zwischen viel Essen, Wohlfühlen und Zufriedenheit der sozialen Umwelt gewöhnen. Und bei den IQ-starken Heavy-Metal-Fans wird geschlossen, dass Hochbegabte einen Mangel an sozialen Kontakten haben, so dass sie mit der Musik ein Ventil suchen, um Aggressionen abzubauen. Zur Beruhigung direkt Betroffener sei gesagt: Keine Studie ist dumm – oder sagen wir besser – falsch genug, als dass sie nicht noch ihre Leser findet. Offenbar gilt auch hier ein über das Knie gebrochener Zusammenhang: Wer sich als Wissenschaftler nicht erfolgreich genug fühlt, muss eine besonders absurde Studie erstellen, um wenigstens einmal weltweit Aufmerksamkeit zu erzielen. Denn welcher Wissenschaftler will schon sterben, ohne dass ein Kollege gemerkt hat, dass es ihn überhaupt gab?